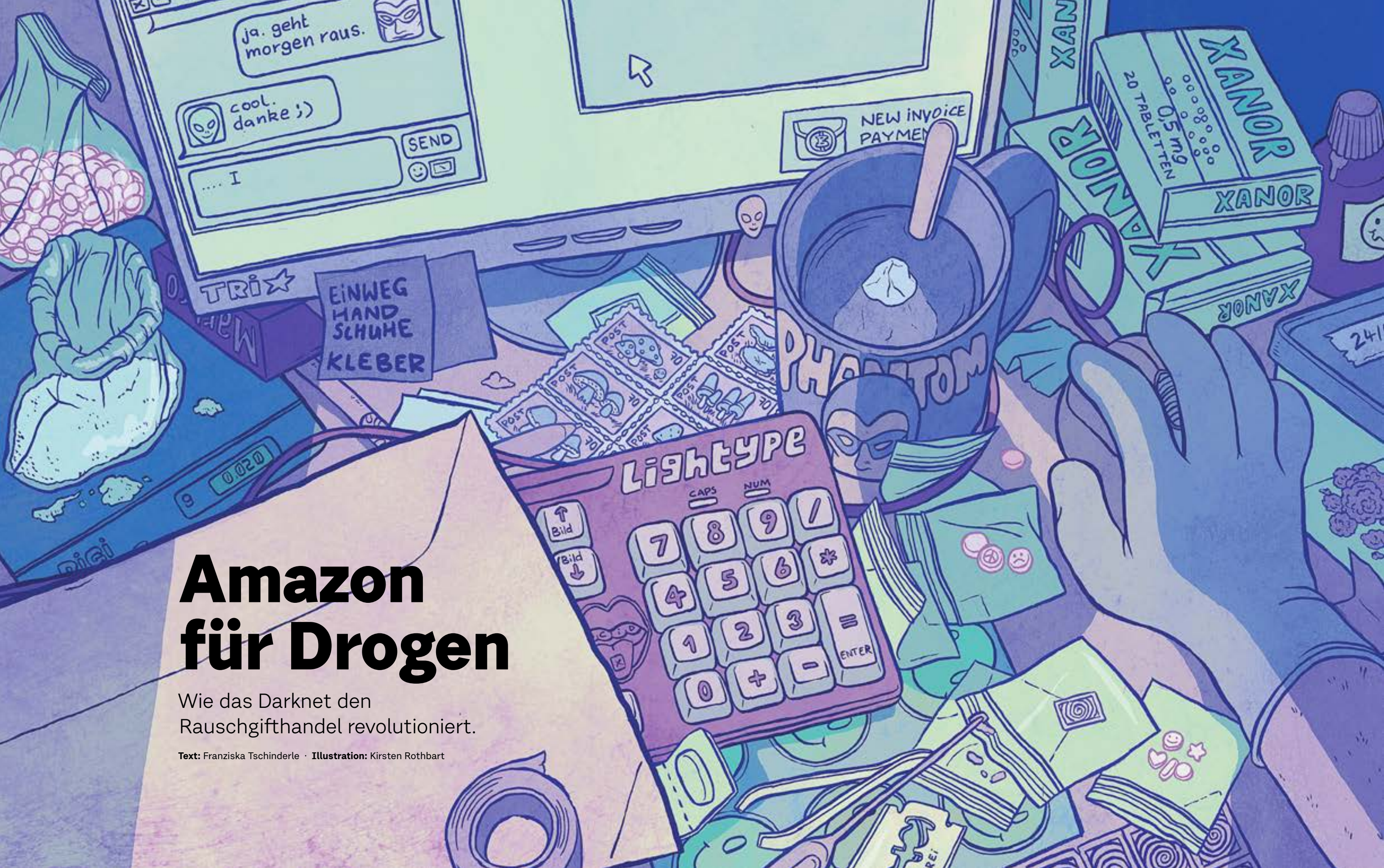


Amazon für Drogen

Wie das Darknet den Rauschgifthandel revolutioniert.

Text: Franziska Tschinderle · **Illustration:** Kirsten Rothbart



Alles Gute zur Hochzeit« steht auf der Wunschkarte, die vor Lukas* auf dem Tisch liegt. Er klappt sie auf, doch anstatt persönlicher Glückwünsche klebt da nur: ein großer, gelber Smiley-Sticker. Er sitzt auf dem Sofa einer Wohngemeinschaft in Wien, zieht an einer Zigarette und spielt Musik über seinen Plattenspieler ab. Durch die geöffneten Fenster dringt die Luft einer warmen Augustnacht. Lukas löst den Smiley-Sticker ab. Darunter kommt ein kleines Stück Löschpapier zum Vorschein, nicht größer als ein Fingernagel, auf das eine Flüssigkeit geträufelt ist: LSD, getarnt als Hochzeitsgruß.

Etwa ein Monat später, am 12. September, steht Bernd C. in einem Aufzug des Bundeskriminalamts im neunten Wiener Bezirk. Er trägt Zivilkleidung – Hemd und Pull-over. Seine Haare sind kurz rasiert, die Augen wach, die Statur klein, aber kräftig. C. kennt die Verpackungen nur zu gut: Die Glückskarten, die Luftpolsterfolie, die geruchssicheren Pakete. Er ist Österreichs oberster Darknet-Jäger. Jeden Tag durchforstet Bernd C. unzählige Profile von Online-Händlern, klickt sich durch hunderte Bilder von Kokain und Pillen. Genau deswegen will er seinen richtigen Namen nicht sagen. Er hat Angst, dass jene Szene, gegen die er ermittelt, seine privaten Daten hacken könnte, um Rache zu nehmen.

Jene Szene, die im Darknet surft, im »dunklen Netz« ihre Waren kauft: Waffen, Falschgeldnoten, Auftragsmörder, manchmal auch Menschen und kinderpornografisches Material. Vor allem aber: Drogen. Eine Studie der Carnegie Mellon University kam im März 2015 zu dem Schluss, dass Rauschmittel etwa drei Viertel des Umsatzes im Darknet ausmachen. Im Vergleich zum physischen Straßenhandel ist der digitale Schwarzmarkt im Darknet noch marginal. Doch dafür, dass es ihn erst seit 2011 gibt, erfährt er einen immensen Zuwachs. Der Handel sei explodiert, erzählen Suchtmittelanwälte und Ermittler.

Die Spitze, die aus dem Wasser ragt, das World Wide Web, wie wir es kennen, sie ist vergleichsweise klein, das helle, sichtbare Internet. Hier buchen wir unsere Flüge, scrollen uns durch Wikipedia-Einträge oder klicken uns durch Blogs, Instagram-Fotos und Twitteraccounts. Diese Spitze wird »Surface Web« genannt: Oberflächennetz. Doch unter Wasser, dort, wo die größte Masse des Eisbergs liegt, schlummert das Deep Web. Exakte Zahlen darüber, wie groß dieser versteckte Teil des Internets ist, gibt es nicht. Einige Studien gehen davon aus, dass das Deep Web 500-mal größer ist als das Oberflächennetz. Es besteht zum größten Teil aus Datenbanken und Webseiten, die nicht frei zugänglich sind: Die virtuellen Türen

des Darknets lassen sich nicht mit Browsern wie Chrome, Firefox oder Safari öffnen, sondern nur mit einer speziellen Software.

Wie auch die Händler und Konsumenten nur über kalkulierte Umwege zu erreichen sind: Wer auf Drogenmärkten im Darknet recherchiert, der bewegt sich an der Schnittstelle zwischen realer und virtueller Welt, zwischen echter und falscher Identität. Man sitzt Protagonisten nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüber, sondern schreibt ihnen verschlüsselte Nachrichten oder trifft sie in anonymen Chatrooms. Die Händler nennen sich »Chemical Revolution«, »Batman« oder »Bart Simpson«. In ihren digitalen Regalen liegen Bio-Weed, Kokain aus Kolumbien und MDMA in allen Farben und Formen. Die Konsumenten, die bei ihnen einkaufen, sind ein Querschnitt der Gesellschaft: Akademiker, denen es zu unsicher ist, an der Straßenecke Drogen zu kaufen. Studenten wie Lukas, die einmal einen Trip ausprobieren wollen. Chemotherapie-Patienten, die medizinisches Marihuana brauchen. Menschen am Land, die nicht in die Ballungszentren fahren wollen. Ein Mann namens Michael*, der sich im Darknet beinahe selbst verloren hätte. Die Post bringt ihnen allen was.

»In der Welt des Darknets wird die Figur des Dealers durch eine neue Person ersetzt – den Postboten«, sagt Meropi Tzanetakis, 36. Sie ist Erwin-Schrödinger-Fellow des Wissenschaftsfonds und Lehrbeauftragte an der Universität Wien. Tzanetakis erforscht digitale Drogenmärkte. Sie sitzt in einem Lokal im siebten Wiener Bezirk, klappt ihr schwarzes Notebook auf und erzählt von ihrer neuen Studie. Dafür hat ihr Team eine eigene Software namens »Vidro« entwickelt, die verschiedene Daten auf den Märkten sammelt und auswertet.

Die Wissenschaftlerin kann Fragen beantworten, auf die Ermittler noch keine Antworten wissen. Wie viel Umsatz wird im Darknet gemacht? In welchen Ländern sitzen die Händler? Welche sind die gefragtesten Produkte? »Mit Abstand am meisten Umsatz wird mit Kokain, Cannabis und Ecstasy gemacht«, so Tzanetakis. Die Vorstellung, im Darknet rasch zum Drogenmillionär aufzusteigen, ist ein Irrglaube: »56 Prozent der Händler machen weniger als 10.000 Dollar im Jahr.« Nur etwa fünf Prozent der Händler kann man als große Fische bezeichnen. Sie sind verantwortlich für 53 Prozent der Umsätze. Einige wenige dominieren den Markt, der Rest schwimmt mit.

Auffallend ist auch, dass jene Länder, in denen die Drogen hergestellt werden, nicht davon profitieren: Etwa 80 bis 90 Prozent des Kokains wird in Peru, Kolumbien und Bolivien hergestellt. Heroin kommt vorrangig aus

Afghanistan, Myanmar und Laos. Cannabis wiederum stammt vornehmlich aus Marokko, Libanon oder Spanien. Die Zustellländer, die in der Studie von Tzanetakis auftauchen, sind andere: EU, USA und Australien – der reiche Westen. »Das Machtgefälle des globalen Drogenhandels setzt sich auch im Darknet fort«, schließt die Wissenschaftlerin. Österreich spiele hier nur eine kleine Rolle: »Etwa 0,2 Prozent der Händler geben an, aus Österreich zu stammen«, so Tzanetakis. EU-weit liegen wir derzeit an zwölfter Stelle.

Das Bundeskriminalamt nimmt das Vidro-Tool, das Tzanetakis für ihre Studie entwickelt hat, nicht in Anspruch. Es sei zu teuer, die Fragen und Antworten, die sie im Zuge ihrer Arbeit stelle und erhalte, seien zudem andere, als Ermittlungsbehörden sie brauchen. »Auch ist es irrsinnig schwierig, über die positiven Seiten des Online-Drogenhandels offen zu reden«, sagt die Wissenschaftlerin. Und die gebe es. Das Darknet ist nicht nur schlecht, meint sie, es sei eine Medaille mit zwei Seiten. Menschen, die sich die Drogen auf der Straße sowieso holen würden, wissen hier, was sie kriegen. Und meist in besserer Qualität.

Problematisch ist hingegen die ständige Verfügbarkeit, die fehlende Altersbarriere und die Tatsache, dass sich sozial isolierte Konsumenten noch mehr zurückziehen. Bevor sich Tzanetakis so intensiv mit dem Darknet beschäftigte, schrieb sie ihre Dissertation über den physischen, materiellen Drogenmarkt in Europa. Im Jahr 2012 wurde sie auf ein Panel der »International Society for the Study of Drug Policy« an der Universität Kent in England eingeladen und hörte zum ersten Mal vom Darknet. Ein Jahr später deckte Edward Snowden im Zuge der NSA-Affäre weltweite Spionageaktivitäten von Geheimdiensten auf. Während Snowden zur Galionsfigur für das helle, gute Netz wurde, begann sich Tzanetakis für die dunkle Seite zu interessieren. Ihre Recherche begann mit einer grünen Zwiebel.

• Die Software ist gratis, kann in wenigen Minuten heruntergeladen werden und funktioniert wie eine digitale Tarnkappe – sie macht unsichtbar.

Die beliebteste Software, um ins Darknet einzusteigen, ist Tor. Die drei Buchstaben stehen für: *the onion router*. Die Software ist gratis, kann in wenigen Minuten heruntergeladen werden und funktioniert wie eine digitale Tarnkappe – sie macht unsichtbar. Das Markenzeichen von Tor, eine Zwiebel, steht symbolhaft für diese Anonymisierungstechnik: Daten in mehreren Schichten zu verschlüsseln. Auf diese Weise ist der persönliche Fingerabdruck eines Computers, die IP-Adresse, nicht mehr nachzuverfolgen. In Ländern wie China, Syrien, Russland oder Iran, in denen es keine Meinungsfreiheit gibt oder Internetseiten zensiert werden, nimmt Tor eine wichtige demokratiepolitische Rolle ein. Während des Arabischen Frühlings nutzte die Revolutionsbewegung Tor, um sich zu vernetzen und unbemerkt Videos und Fotos außer Landes zu schicken. Snowden lobte die Software einmal mit den Worten: »Ohne Tor wären die Straßen des Internets voller Kameras.«

Tor wurde ursprünglich zu militärischen Zwecken entwickelt, um die Kommunikation der US-Regierung nach außen zu schützen. 2003 wurde das Netzwerk öffentlich. Heute wird die Software von der Non-Profit-Organisation »The Tor Project« mit Sitz in Seattle betrieben. »Tor gilt als anarchistisches Projekt, es ist der Olymp der Hackerszene, die Angestellten werden teilweise wie Rockstars gefeiert«, schreibt der deutsche Journalist Stefan Mey in seinem im Herbst 2017 erschienenen Buch »Darknet – Waffen, Drogen, Whistleblower«. Mey unterscheidet dabei zwischen gutem und bösem Darknet. Denn nicht nur Menschenrechtsaktivisten und Whistleblower nutzen Tor, sondern auch Kriminelle: David S., zum Beispiel, der rechtsextreme Amokläufer, der im Juli 2016 neun Menschen in einem Einkaufszentrum in München erschossen hat, kaufte die Tatwaffe, eine Glock 17, für 4.350 Euro bei einem Darknet-Händler aus Marburg.

»Vor mir muss niemand Angst haben«, schreibt Bart Simpson*. Er ist ein österreichischer Händler, der auf der Website »Dream Market« Cannabis verkauft. Auf die Frage, wie er im Darknet gelandet ist, antwortet er: »Um ehrlich zu sein habe ich mit Weed erst begonnen, als mein bester Freund an Krebs erkrankt ist und bei der Chemotherapie wirklich starke Schmerzen hatte. Ich habe sehr viele Kunden, die nur krankheitsbedingt bestellen.« Bart Simpson möchte nicht mit anderen Händlern in einen Topf geworfen werden. Er lehnt harte Drogen ab und ist strikt gegen Darknet-Seiten, die Waffen oder Kinderpornos verkaufen. Seit 2016 ist Bart Simpson auf Dream Market vertreten. Nachdem im Sommer 2017 der Marktführer Alphabay von Ermittlungsbehörden geschlossen wurde, gewinnt



der Shop mehr und mehr Kunden. Dream Market sieht aus wie eine Internetseite aus den Nullerjahren: in Schwarz und Weiß gehalten, mit verpixelten Fotos und einem Logo, das aussieht, als wäre es mit dem Microsoft-Programm Paint gemalt. Übersichtlich soll die Seite sein, nicht ansprechend. Über 50.000 verschiedene Suchtmittel werden derzeit in der Kategorie ›Drugs‹ angeboten. Wie viele Händler dahinterstecken, ist schwer zu sagen. Die Zahl der angebotenen Drogen hat sich allein zwischen dem 6. und 8. Oktober 2017 um 20.000 neue Einträge erhöht. Die beliebtesten Drogen sind: Cannabis, Amphetamine und Kokain. Wer sich eine MDMA-Pille bestellen will, kann derzeit auf Dream Market aus 3.300 Angeboten wählen.

Ein Händler namens ›Chemical Revolution‹ verschickt aus Deutschland und hat Fotos von bunten Tablettenhäufchen in allen Formen hochgeladen. 50 Stück Ecstasy kosten 150 Euro. Eine Großlieferung von 1.000 Stück ist für 1.400 Euro zu haben. Kein schlechtes Geschäft, wenn man bedenkt, dass der Straßenpreis ein weitaus höherer ist: Er liegt bei zehn bis 15 Euro pro Stück. Ein anderer Händler, der sich ›Batman‹ nennt, wirbt mit dem Slogan: ›das reinste Koks, das du in Österreich je in der Hand hattest‹. 105 Euro kostet ein Gramm. ›Beginnt mit kleinen Dosen‹, rät er seinen Kunden, ›das Zeug ist stärker als die Lines, die ihr sonst zieht.‹ In seinem Sortiment findet sich darüber hinaus: der Angstlöser Xanax, das ADHS-Medikament Ritalin und 74-prozentiges Speed. ›Glitzert wie Swarovski! Endlich wieder Qualität in Austria!‹, steht in der Rezension eines zufriedenen Kunden.

Bart Simpson informiert seine Kunden auf seinem Profil über den Bestellvorgang. Dieser läuft wie folgt ab: Kunden wählen ein Produkt aus und versenden ihre Adresse mittels verschlüsselter Nachricht. Dafür gibt es auf Dream Market eine eigene Chat-Funktion. Fake-Adressen oder nicht registrierte Postfächer werden nicht akzeptiert. An Werktagen versendet Bart Simpson innerhalb von 24 Stunden und ausnahmslos nach Österreich. Die Kunden bezahlen mit der im Darknet üblichen, virtuellen Währung: der Kryptowährung Bitcoin. Kommt der Brief wie gewünscht an, gibt Dream Market die Währung auf das Konto des Händlers frei. ›Ich fühle mich einigermaßen sicher‹, schreibt er in einer verschlüsselten Nachricht, ›denn wer Angst hat, der macht Fehler.‹ Mit Fehlern meint er: die eigene E-Mail-Adresse preisgeben, immer wieder zur selben Poststation gehen, Fingerabdrücke auf den Paketen hinterlassen oder im Chat mit vermeintlichen Käufern zu viel über das eigene Business verraten.

Seit Sommer geht im Darknet die Angst um. Im Juni wurde der größte Drogen-Shop ›Alphabay‹ von Ermittlungsbehörden geschlossen. Der Administrator hatte in einem Forum seine Mailadresse veröffentlicht und somit seinen Namen verraten. Auf solche Fehler warten die Ermittler.

Der Darknetjäger, Bernd C., kann sich an seinen ersten Fang erinnern. Bei einem Juwelier in der Wiener Innenstadt am Stephansplatz. Es ist Frühling 2012. Die Angestellten wundern sich, warum immer wieder Pakete ankommen, die niemand bestellt hat. Als sie einmal eines öffnen, finden sie darin DVD-Hüllen von Kult-Actionfilmen, an deren Innenseiten Säckchen mit Kokain, LSD und Amphetaminen kleben. Der Händler ist ein zwanzigjähriger Wiener, wie Bernd C. später herausfinden wird. Er betreibt unter dem Namen ›Audioporn‹ einen Shop auf der Silkroad, damals die größte Einkaufsstraße für Drogen im Darknet. 20.000 Euro hat ›Audioporn‹ damit verdient. Bernd C., damals noch Ermittler im Landeskriminalamt, bekommt seinen Akt auf den Tisch. Dass ›Audioporn‹ die Pakete immer zur selben Poststation brachte, wurde ihm zum Verhängnis. Mittels Kameraaufnahmen konnte er ausgeforscht werden.

Für den Ermittler Bernd C. war der Fall die Initialzündung für seine heutige Arbeit. Er beschließt, eine eigene Task-Force ins Leben zu rufen, die sich nur um das Darknet kümmert. Bald weiß er: ein Großteil der in Österreich bestellten Drogen kommt aus den Niederlanden. Auf internationalen Flughäfen in Deutschland werden am Zoll immer wieder Pakete überprüft und abgefangen. Seit März 2015 wurden in Österreich 697 Personen angezeigt, die 123 kg Suchtgift und 78.000 Stück Ecstasy-Tabletten im Darknet erworben haben. 159 davon konnte der gewerbsmäßige Handel mit großen Mengen nachgewiesen werden. Ein paar Dutzend verschicken die Drogen weiter – zum Teil bis nach Indien oder Australien. Aber das, so C., sei ein Randphänomen: Die Masse verkauft die Drogen in der realen Welt, auf der Straße, weiter.

: ›Beginnt mit kleinen Dosen‹, rät ein Händler, der sich ›Batman‹ nennt, seinen Kunden. ›Das Zeug ist stärker als die Lines, die ihr sonst zieht.‹

›Es ist falsch, anzunehmen, dass das Darknet den Straßenhandel verdrängt. Was das Darknet hingegen vorantreibt, ist die Versorgung ländlicher Regionen mit Drogen, die es davor nur in Ballungszentren zu kaufen gab, so C. Heute gibt es mehr Bestellungen in Oberösterreich als in Wien und Umgebung zusammen. Dort ist seit November 2016 Klaus M. für Darknet-Fälle zuständig. Auch ihm ist es lieber, nicht mit richtigem Namen aufzuscheinen: Im dreißigminütigen Telefonat lässt er ungefiltert seinen Frust ab. 500 Akten hat er in den letzten zwölf Monaten hereinbekommen. ›Das ist nicht zu bewältigen‹, beginnt er, ›niemand weiß, wie mit den ganzen Daten umzugehen ist.‹ Durch die Schließung von Alphabay im Sommer wurden auch österreichische Täter ausgeforscht, die dort bestellt haben. Seitdem stapeln sich Aktenberge auf seinem Tisch, mit Namen von Drogenhändlern, IP-Adressen und anderen Daten. Laut M. gibt es nicht genug Ermittler, die sich um diese Fälle kümmern.

M. ist langjähriger Suchtmittlerermittler. Die Suchtmittelkonsumenten seien heute andere als damals, als er anfang, sich mit der Materie zu beschäftigen: ›Etwa dreißig Prozent unserer Fälle betreffen nicht mehr die Giftler von damals, sondern integrierte Bürger, die bisher nicht mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind.‹ Er erzählt von Familienvätern mit Frau und Kindern oder Absolventen von Informatik-Hauptschulen. M. ist der Meinung, dass das Darknet ›abgedreht gehört, weil nur Verbrecher davon profitieren‹. Was ihn am meisten stört, ist, dass es derzeit in Österreich keine rechtliche Grundlage gibt, einen inländischen Brief zu öffnen, wenn der Verdacht besteht, dass darin Suchtmittel transportiert werden. Das gelte auch für die Post, sagt Michael Homola, Pressesprecher der österreichischen Post AG: ›Wir arbeiten mit den Ermittlern zusammen. Aber uns sind – wie ihnen – die Hände gebunden. Da in Österreich das Paket- und Briefgeheimnis gilt, dürfen wir selbst verdächtige Lieferungen nicht öffnen.‹ Mehr könne er dazu nicht sagen.

• ›Dreißig Prozent unserer Fälle betreffen nicht mehr die Giftler von damals, sondern Bürger, die bisher nicht mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind.‹

Auch Elena* hat die Pakete, die sich ihr Ex-Mann Michael nach Hause bestellt hat, nie geöffnet, geschweige denn gesehen. Darin lagerten: Drogen im Wert von 5.000 Euro. Heute fragt sich die Mittdreißigerin, wie sie über zwei Jahre nicht bemerken konnte, was ihr Mann da regelmäßig bestellt hat. Elena, dunkle Haare, Brille, Adidas-Jacke, sitzt in einem Wiener Lokal in der Burggasse. Zum ersten Mal spricht sie darüber, wie ihr Mann im Darknet abhängig wurde: ›Zu Beginn rauchte Michael, der zu dieser Zeit in Psychotherapie war, nur hin und wieder Joints, wenn ich in der Arbeit war‹, sagt sie. Wenn Elena am Abend fragte, warum es so komisch rieche, antwortete er: ›Das sind die Nachbarn, die bauen an.‹

Elena glaubte ihm, denn Lügen waren ihr in der Beziehung fremd. Die unendliche Weite der Darknet-Shops faszinierte Michael. Er begann sich intensiv einzulesen, verglich Märkte und verfasste irgendwann auch selbst Rezensionen zu Drogen, die er ausprobiert hatte, vor allem Kokain, Speed, LSD und MDMA. Die Pakete aus dem Darknet kamen, wenn Elena in der Arbeit war, irgendwann zwischen sieben und 18 Uhr. ›Wenn er mir am Abend komisch vorgekommen ist und ich ihn gefragt habe, was los ist, hat er behauptet, dass er zu viel Schwarztee getrunken hat oder die Tabletten, die ihm seine Ärztin verschreibt, nicht verträgt‹, erzählt Elena. Ab 2016 bestellt Michael alle zwei Wochen etwas – aus Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und Österreich. Später erzählt er seiner Frau, dass das die Phase war, in der er damit begann, das Zeug im Klo hinunterzuspülen.

Aber die Versuchung, den Laptop aufzuklappen und sich immer wieder etwas Neues auszusuchen, war zu groß. Als Michael sich Elena anvertraut, sind fast zwei Jahre vergangen. Weitere vier Monate müssen die beiden warten, bis er einen Therapieplatz bekommt. ›Dann hat Michael weiter im Darknet bestellt und diesmal wusste ich davon‹, sagt Elena. Sie sieht, wie die Pakete ankommen und wie Michael den Inhalt in kleinen Rationen über den Tag hinweg nimmt, dazwischen ein Valium, damit er schlafen kann. Jetzt ist er in Therapie. ›Das Problem mit dem Darknet ist, dass es so einfach geht‹, sagt Elena.

Viele Shops, bei denen Michael bestellt hat, gibt es längst nicht mehr. ›Die Player, die sich am virtuellen Schwarzmarkt tummeln, sind kurzlebig‹, sagt Darknet-Forscherin Tzanetakis. Obwohl das Darknet Anonymität garantiert, gelingt es Strafverfolgungsbehörden immer wieder, Shops zu beschlagnahmen. Der erste dieser Shops war die Silkroad, laut US-amerikanischer Justizbehörden zu diesem Zeitpunkt einer der ›ausgeklügeltsten und umfangreichsten kriminellen Marktplätze im Darknet.‹ Hier

hat der zwanzigjährige ›Audioporn‹ seine Ware vertrieben und Michael die ersten Pakete bestellt. Die Silkroad war der erste große Drogenbasar im Darknet. 2013 konnte der Server durch ein Datenleck vom FBI lokalisiert werden. Der Betreiber Ross Ulbricht, ein 33-jähriger US-Amerikaner, der unter dem Pseudonym Dread Pirate Roberts aktiv war, wurde verhaftet. Achtzig Millionen Dollar soll Ulbricht laut FBI am Handel verdient haben. 2015 wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt. Ulbricht wurde unter anderem der Verschwörung zum Drogenhandel, der Geldwäsche, des Hackings sowie des Identitätsdiebstahls schuldig gesprochen.

Offenbar hat das die Community nicht eingeschüchtert. Seit der Zerschlagung der Silkroad hat sich das Angebot von Drogen im Darknet verdoppelt. Das Ende der Silkroad war erst der Anfang des Darknets. Tritt ein Marktriese ab, ist sofort ein neuer Shop verfügbar.

›Warum die Shops offline gehen, kann mehrere Gründe haben‹, erklärt Tzanetakis. Im Fall von Evolution, Marktführer von 2015, stand kein Ermittlungszug dahinter, sondern ein sogenannter Exit-Scam. ›Darunter ist ein Ausstiegsbetrug zu verstehen‹, so Tzanetakis. Die Betreiber des Shops gehen freiwillig und nehmen dabei die zwischengelagerten Bitcoin mit. Es ist, als würden die CEOs einer Bank die Konten ihrer Kunden leerräumen, die Filiale schließen und sich einfach aus dem Staub machen. In der realen Welt würden die Kunden zur Polizei gehen. Aber Drogenmärkte im Darknet sind illegal. Wer dort bestellt, macht sich selbst strafbar.

Der nächste Marktführer, Agora, wurde im September 2015 ebenfalls von den Betreibern geschlossen, weil diese aufgrund von Sicherheitslücken ihre Kunden nicht gefährden wollten. Bis zuletzt galt Alphabay als die Adresse Nummer Eins für Drogen im Darknet. Im Juni 2017 zogen Ermittler aus den USA, Kanada und Thailand die Seite aus dem Verkehr. Rob Wainwright, Direktor von Europol, sprach auf der Pressekonferenz von ›einer der größten Cybercrime-Ermittlungen in der Geschichte der Kriminalistik.‹ Der Fall hat die Community schwer verunsichert und die Frage aufgebracht, wie sicher das Darknet noch ist. Alphabay soll laut FBI zehnmal größer als die Silkroad gewesen sein. Über 40.000 Händler versorgten weltweit 200.000 Kunden. Die Studie von Tzanetakis konnte errechnen, dass dort zwischen September 2015 und August 2016 insgesamt 94 Millionen US-Dollar Umsatz gemacht wurden. Der Administrator der Seite, der Kanadier Alexandre Cazes, war erst 25 Jahre alt. Eine Woche nach seiner Festnahme fand man ihn erhängt in seiner Zelle in Bangkok.

›Ich bin mir sicher, dass der Drogenhandel im Darknet am Ende gewaltfreier, sicherer und transparenter abläuft als auf der Straße‹, sagt Lukas, er zeigt aus dem offenen Fenster. ›Stell dir vor, du kaufst da draußen in dem dunklen Park. Da kannst du damit rechnen, verprügelt zu werden oder schlechten Stoff zu bekommen.‹ Zu diesem Schluss kommt auch der Global Drug Survey, eine weltweit durchgeführte Befragung von Drogenkonsumenten. Auch wenn die Produktpalette zum übermäßigen Konsum verleitet: Wer im Darknet bestellt, der bekommt seltener verunreinigte Drogen.

Es kommt aber auch vor, dass Produkte auf den heimischen Markt gespült werden, die derart stark sind, dass nur wenige Milligramm sofort zum Tod führen können. Eine Droge namens ›Pinky‹ etwa. Das in China hergestellte synthetische Opioid ist achtmal stärker als Heroin. Es soll die härteste Droge sein, die in Österreich je im Umlauf war. ›Ein Konsument war sofort tot und schaffte es nicht einmal mehr, sich die Nadel herauszuziehen‹, heißt es aus der Presseabteilung des österreichischen Bundeskriminalamts, das vor den Folgen von ›Pinky‹ warnt.

›Warum fühlt sich der Junkie in Österreich seit Neuestem so wohl?‹, fragt sich Ermittler Bernd C. Die Antwort gibt er sich gleich selbst: ›Es ist bequem, per Post zu bestellen, Bitcoin sind überall zu bekommen, häufig wird nach nachweislichem Konsum aus dem Darknet Therapie einer Freiheitsstrafe vorgezogen.‹ Er sagt das mit Frustration in der Stimme. Manche Konsumenten seien so dreist geworden, dass sie sich den Stoff direkt in das Therapiezentrum bestellen. ›Aber‹, sagt Bernd C., ›jeder, der in Österreich einen Shop betreibt, kann sich sicher sein, dass wir ihn beobachten.‹ Er hebt den Zeigefinger.

Währenddessen verzeichnet der Online-Händler Bart Simpson seine tausendste Bestellung. •

*Namen redaktionell geändert.



• Die Autorin empfiehlt

das im September erschienene Buch ›Darknet: Waffen, Drogen, Whistleblower. Wie die digitale Unterwelt funktioniert‹ von Stefan Mey. Weil es einen kompakten ersten Überblick über ›gutes‹ und ›böses‹ Darknet gibt und auch für Einsteiger verständlich geschrieben ist.